

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

2) Roman von S. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

„Er wird es thun!“ schrie der Unglückliche auf, indem er den Brief fallen ließ. „Diese Gerechtigkeit muß man ihn widerfahren lassen, er hält stets Wort, sowohl was seine Versprechungen, als was seine Drohungen betrifft! Dann haben wir den Protest, das Gericht, die Exekution. Ein Monat, vielleicht sechs Wochen bleiben mir, um mich zu retten. Doch wenn ich nicht stehe, oder einen Treffer mache, so ist es mir binnen sechs Wochen ebensowenig möglich, zehntausend Frank zu beschaffen, als hunderttausend! Es geht zu Ende . . .“ Schwerfällig erhob er sich, er hatte alle Energie verloren, er gab sich auf, er ließ dem Schicksal seinen Lauf. Schon dieses Nachgeben erleichterte ihn, denn zumeist leiden wir doch durch unsere Auflehnung; selbst der physische Schmerz ist nur ein Kampf der Nerven gegen den Schmerz. Nach einem raschen Blick über den Rest der Korrespondenz ging er langsam ins Speisezimmer.

Er war von Natur aus ein Feinschmecker. Man servierte ihm ein schlecht zubereitetes, weiches Kotelett, das nach Seife und Moschus schmeckte, Kartoffeln, die nach Schmutz rochen, eine schlechte Orange mit verkümmelter Schale. Zum Schluß eine Tasse von jenem abscheulichen, schwarzen Kaffee, der in einem kalten Gefäß mit Wasser, das längst zu Brodeln aufgehört, aufgegossen wurde. Gewisse Menschen werden einem schlecht zubereiteten Essen gegenüber von einer außerordentlichen Schwermut ergriffen. Es erscheint ihnen wie das Symbol des Niederganges. In Stunden, wo alles fehlt geht, bedeutet ein schlechtes Gericht ein neues Elend. Man denke sich daselbst Kotelett gerade recht auf dem Roß gebraten, die Kartoffeln wohl geröstet, die Orange fest und saftig, und den feingemahlten Kaffee mit kochendem Wasser aufgegossen, in einer wohlgevärmten Tasse serviert, und dieses düstere Diner wäre eine ganz angenehme Sache gewesen.

Guy folgte dem „Mädchen für alles“, das ihn bediente, mit den Blicken, wie sie hin und wieder ging. Es war ein schwerfälliges Landmädchen, eines jener Wesen, die ungeheuerere Kraftanstrengungen machen, um kleine Aufgaben zu verrichten. Ueberdies nachlässig, ohne Geruchs- und Geschmacksinn, ein wenig schwerhörig. Aber — er schuldete ihr seit sechs Monaten ihren Lohn, und wagte gewöhnlich nicht, ihr Ausstellungen zu machen. Doch der schreckliche, laue, schwarze Kaffee schlug dem Fuß den Boden aus.

„Gertrud, der Kaffee muß mit kochendem Wasser aufgegossen werden.“

Das Mädchen richtete ihre blauen, verschwommenen, ausdruckslosen Augen auf ihren Herrn.

„Das Wasser hat gekocht, Herr Doktor!“

„Ja, Gertrud,“ antwortete sanftmütig Herbeline, „aber es genügt nicht, daß es gekocht hat. Es muß in dem Augenblick kochen, wo Sie damit aufgießen.“

Sie versteht ihn nicht! Sie wird das nie verstehen! Für sie ist Wasser, das gekocht hat, kochendes Wasser. Sowie im Wasser Blasen aufsteigen, zieht sie es vom Feuer zurück und begnügt sich damit, es warm zu halten. Dann ist für sie das Wasser fertig. Dann mahlt sie den Kaffee. Und diese beiden Beschäftigungen folgen einander in so unveränderlicher Reihenfolge, daß sie ein andres System gar nie begreifen wird.

„Also hören Sie,“ erklärt Herbeline geduldig, „wenn Sie den Kaffee gemahlen haben, dann stellen Sie Ihr Wasser wieder hin, damit es kocht. Und wenn es kocht, aber auch nur dann, gießen Sie auf.“

Das Mädchen horchte auf diese Belehrung mit demselben verblüfften Gesichtsausdruck, mit dem sie schon hundertmal angehört. Eine verschleierte Ironie schien über ihr breites Gesicht hinzuziehen. Sie entgegnete herablassend: „Ja, Herr Doktor!“

Und dabei dachte sie, daß er besser daran thun würde, ihr ihren Lohn auszugeben. Er selbst dachte das Gleiche, ließ einen verweifelten Seufzer aus und erhob sich vom Tische. Er ließ sich nicht mehr gehen. Die Furcht, die

Empörung, tausend unbestimmte Vorsätze und jene schmerzhafteste Hoffnung der Besiegten, die eher die Leiden erhöht als daß sie sie erleichtert, hatten von seinem ganzen Wesen wieder Besitz ergriffen. Von einer Art von Schwindel erfaßt, ging er lange in seinem Zimmer auf und ab. Sein Kopf arbeitete nicht mehr klar, hier und da kam ihm ein Gedanke für seine Rettung, der sich jedoch bei näherer Prüfung als trügerisch erwies.

Es schlug neun Uhr. Guy zog mechanisch seinen Ueberrock an und ging hinunter. Er hatte die Wahl zwischen Madame Monteaure und dem verrückten alten Junggesellen. Dem Zufall den Entschluß überlassend, richtete er seine Schritte nach der Avenue de Marigny.

Er fand Madame Monteaure in einem kleinen, sehr vollgeräumten Salon, in einem großen, scharlachroten Fauteuil hingestreckt. Eine alte Moderaturlampe, mit matten Glas und Spitzen, ganz verhängt und verschleiert, gab einen so schwachen Lichtschein, daß man kaum etwas unterscheiden konnte. Doch als der Doktor eintrat, wurde andres Licht gebracht. Man sah nun, daß Madame Monteaure lang und schwächlich war, mit großen, glanzlosen, schwarzen Augen, einem blassen Gesicht, das einst schön gewesen war, jetzt aber durch die Anämie sehr verloren hatte, vorzeitig ergrautem, mattem Haar, Händen, die in ihrer Haut verloren steckten wie in alten, gelblichen Handschuhen, bläulichen Lippen, die vom Leiden zerstört waren, und einem Hals, der so zart, so traurig anzusehen war, daß er an sich schon die außerordentliche Schwäche dieser armen Frau bewies.

Sie jammerte mit einer ganz zarten, zitternden Stimme: „Es ist schrecklich, Doktor! Mein Kopf ist zum Zerschlagen . . . oder . . . richtiger, es ist, als ob mir ein Dold oberhalb der Brauen durchführe, während ein Stein mir immer in den Nacken zu fallen scheint.“

Er ergriff den Puls der alten Dame und fragte:

„Haben Sie Ihr Repton eingenommen?“

Mit der furchtjamen Miene eines Kindes entgegnete sie:

„Ich konnte nicht — mir ekelte so!“

„Nein, nein, das geht nicht,“ erwiderte er bestimmt, „das müssen Sie nehmen! Ihre Migräne ist nur die Folge der Schwäche.“

Ein Schluchzen hob die zarte Brust.

„Ach ja, lieber Doktor, ich fühle mich so schwach, so schwach! Ich werde erlöchen wie ein Licht. Ich versichere Ihnen, daß mein Magen nichts mehr aufnimmt, nicht einmal ein Cerebrinpulver.“

„Dann, gnädige Frau,“ antwortete er mit eruster Stimme, „müssen wir zu den Injektionen unsre Zuflucht nehmen.“

Sie sah ihn beschwörend, voll geheimnisvollen Widerstrebens gegen diese vielfach angefochtene Prozedur an.

„Das ist alles Unsinn,“ rief er ungeduldig, „ich versichere Ihnen, daß es ganz unschädlich ist, und was den Schmerz betrifft, so empfinden Sie ihn kaum wie einen Stecknadelstich. Und es ist wirklich das einzige Mittel, Ihnen etwas Kraft und den Appetit wiederzugeben.“

„Sie schwören mir, Sie schwören mir, daß es wirklich ganz unschädlich ist?“

„Ich schwöre es Ihnen!“

Sie schien beruhigt, ein leises Lächeln streifte ihre bläulichen Lippen.

„Und meine Migräne?“

„Haben Sie einige Cerebrinpulver da? Ich will versuchen, Ihnen eines einzugeben.“

„Ich bringe es nicht hinunter.“

Er sah sie fest an und sagte:

„D! Doch! Erst werden Sie drei bittere Tropfen in einem Glase Wasser hinuntertrinken, dann geht es vorüber!“

Sie wollte sich widersetzen, aber Herbelines stahlblaue Augen bezwangen sie. Und seufzend hingelte sie ihrer Kammerjungfer.

„Ein Glas Wasser, die bitteren Tropfen und das Cerebrin!“

Die Kammerjungfer brachte eine Wasserflasche und Gläser, nebst einem kleinen, gelblichen Fläschchen; Herbeline goß drei Tropfen in ein halbes Glas Wasser und sagte mit außerordentlicher Sanftmut, aber sehr bestimmt:

„Also, gnädige Frau! Es muß sein!“

Sie antwortete sich gehorsam, nahm noch einen Schluck Wasser und flüsterte:

„Ja, Doktor, wenn Sie immer bei mir wären, würde ich vielleicht auch essen!“

„Wer weiß?“ sagte er.

Seine Lider zitterten, ein leises Beben durchfuhr ihn. Vor der Glashür war eine Silhouette erschienen. Sie blieb einige Sekunden wie zögernd stehen, dann wurde ein Riegel zurückgeschoben. Und das junge Mädchen, das mit den duffigen, raschelnden Gewändern nahte, versetzte Herbeline in tiefe Erregung. In diesem Augenblicke, wo er die Katastrophe erwartete, wo er aus dem Paradiese der Reichen ausgehoben werden sollte, verkörperte sich ihm in ihr der ganze Luxus, die ganze Grazie, die ganze Wollust des menschlichen Daseins. Eine ganzvolle Scene stieg vor seinem Geiste auf, ein Fieberhafter eilig entworfenes Bild, wo er sich mit diesem schönen Geschöpf den Pfad des Lebens entlang gehen sah. Er versenkte sich in den Traum der Möglichkeiten. Der Eindruck war so tief, daß es ihm eine Minute lang ganz so war, als liebte er sie wirklich.

Sie war etwas furchtsam stehen geblieben. Dann sagte sie mit einer Geschwindigkeit, hinter der sich einige Verlegenheit zu verbergen schien:

„Herr Doktor, ich bin ganz verzweifelt, Mama will gar nichts nehmen!“

Er lächelte mit dem mechanischen Lächeln des erfahrenen Mannes.

„Wir wollen zu den heroischen Mitteln unsere Zuflucht nehmen, Fräulein. Die Injektionen werden der Anämie schon Herr werden. Helfen Sie mir nur die letzten Zweifel Ihrer Frau Mama bekämpfen. Wiederholen Sie ihr, daß sie gar keine, durchaus keine Gefahr läuft. Ich muß sie morgen früh entschlossen finden, geheilt zu werden.“

„Ahl geheilt!“ sagte die Kranke mit dem Ausdruck des Zweifels.

„Ja, jawohl, geheilt,“ fiel das junge Mädchen lebhaft ein. „Dr. Herbeline verspricht nie etwas Leichtes.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Heringsalat.

Von Dorothee Goebeler.

„Na, eht doch noch das Stück Gurke auf. Will denn keiner mehr?“ Mama sah ermunternd von einem zum andren; es antwortete aber niemand auf ihr freundliches Anerbieten.

Papa hatte es sich schon in der Sofaecke bequem gemacht, bereit, bei der ersten Gelegenheit über der Morgenzeitung einzunicken. Max und Else, die beiden Zwillinge, berieten Geheimnisse, und Lucie, die Große, räumte die Teller zusammen.

„Laß doch die Gurke liegen, Mama,“ sagte Lucie, „gib sie morgen früh der Aufwartefrau mit, die ißt sie gern; sieh mal, hier sind auch noch sechs Kartoffeln, die kann sich Frau Schulz ja auch mitnehmen.“

„Na, Du denkst wohl — die schönen Kartoffeln und das Stück saure Gurke, es ist ja beinahe noch 'ne halbe, das verschmeißt man doch nicht. Reste verwendet eine tüchtige Hausfrau immer selbst.“

„Wir können ja Bratkartoffeln von machen —, ja das ist wahr,“ nickte Lucie.

„Schon wieder mal?“ fragte Papa über die Zeitung weg. „Das laßt nur gefälligst bleiben.“

Die Zwillinge waren ganz seiner Meinung: „Ach, Bratkartoffeln.“

„Ihr werdet essen, was die Stelle deckt,“ sagte Mama streng. „Und überhaupt habe ich eine Idee, die Gurke ist da, Kartoffeln Toden wir noch ein paar, von unsren letzten marinierten Heringen steht noch fast ein halbes Einnacheglas voll Essig. Ich mache zum Abendbrot Heringsalat.“

„Au ja!“ jubelten die Zwillinge; Papa verzog indessen den Mund: „Heut' abend? Du wolltest doch zu heut' abend Sülze holen lassen; ich hab' mich schon zur Sülze gefreut.“

„Aber Sülze ist doch teuer,“ sagte Mama. „Denk mal, ich brauch' für uns alle wenigstens für fünfzig Pfennige Sülze; der Salat kostet mir gar nichts, nur einen Groschen Kesself. Das andre hab' ich alles.“

„Eine viertel saure Gurke und sechs Kartoffeln.“

„Ach, Alter, Du bist ja abförmlich.“ Mama gab Papa einen Schubs. „Das ist eben die Kunst der guten Hausfrau, daß sie aus Nichts etwas macht. Natürlich müssen wir noch Kartoffeln dazu kochen. Lucie, Du kannst sie gleich aufsetzen, den Schmortopf voll. Else, Du bringst mir das Mangelbrett herein und ein Messer zum Schneiden. Max, Du holst ein halbes Pfund Kesself, aber gute, und nicht teurer als 'n Groschen.“

Mama kommandierte ihre Truppen und sie gehorchten aufs Wort.

Drei Sekunden — und schon lag Brett und Messer da. Mama begann Kartoffeln und Gurke zu schnibeln. Else naschte ein paar Gurkenstückchen. Sie bekam mit dem Messerrücken eins auf die Finger: „Liegen lassen,“ schalt Mama, „sonst reicht sie nicht zum Salat.“

„Dazu reicht sie sowieso nicht,“ sagte Else schnabbrig, „und sonst nimmst Du auch immer noch 'ne Pfeffergurke. Nimmst Du heut' keine Pfeffergurke?“

„Nein, heut' nicht,“ entschied Mama, „in dem Heringsessig trauen Pfeffergurken. Da ist der Geschmack noch drin. Ist das der ganze Essig, Lucie?“

Lucie war mit dem Heringsglas hereingekommen, sie stellte es trübseitig auf den Tisch: „Ja, sieh doch mal, Mama, es ist ja laun ein Linsenlopf voll, es ist ja viel weniger als wir dachten.“

„Ja, das ist allerdings furchtbar wenig.“

Mama war äußerst bestürzt, sagte sich aber schnell: „Dann gießen wir einfach Essig zu.“

„Dann verliert sich aber der ganze Heringsgeschmack.“

„Ja, allerdings!“

„Wir werden wohl 'n Salzhering zulaufen müssen,“ sagte Lucie kleinlaut, „na, er kostet ja nur fünf Pfennige.“

„Wolltet Ihr etwa Heringsalat ohne Hering machen?“ fragte Papa sarkastisch.

„Na, nun höhne auch noch, das hat man für seine Mühe.“

Mama wurde elegisch. „Das wär' sehr gut gegangen, wenn der Heringsessig gelangt hätte, der hat feinen Geschmack: da haben acht Heringe drin gelegen. Na, Else, dann hole man einen, aber 'nen mitkernen, für fünf Pfennige.“

„Soll ich denn nicht auch gleich 'ne Pfeffergurke mitbringen?“

„Nein, Du sollst keine Pfeffergurke mitbringen, wir haben die saure.“

„Na, das Stückchen!“ Else verzog den Mund.

„Ich finde auch, es ist furchtbar wenig,“ wagte Lucie schüchtern einzukommen. „Laß doch 'ne Pfeffergurke mitbringen, sie kostet ja bloß fünf Pfennige.“

„Ja, nimm ja alles ordentlich dran,“ rief Papa.

„Aber, Kinder,“ Mama wüßte schon im Portemonnaie, „Kinder, ich will doch keinen feinen Salat machen, ich will doch nur 'n paar Reste aufbrauchen. Aber schön. Meinnetwegen, hol' 'ne Pfeffergurke.“

Mama resignierte. Else sprang fort, Lucie ging nach der Küche, die Kartoffeln hereinzuholen. Mama schnitt weiter und rührte alles in einer großen Schüssel zusammen, dann sah sie plötzlich auf: „Was ist denn, Lucie? Sind die Kartoffeln fertig?“

„Ja, Mama, ich bringe sie schon, es sind aber keine Vollen mehr da.“

„Es sind keine . . . ach, Unfuss . . . die eine große.“

„Die haben wir doch gestern zu den Beefsteaks und den Bratkartoffeln verbraucht.“

„Ach je, ja!“

„Max kann ja schnell noch mal runterspringen und welche kaufen,“ sagte Lucie.

„Da ist ja Max. Na, was hast Du für Kesself?“

„Aber sehr schöne, und sie hat gesagt, es sind Amerikaner, hat sie gesagt, und die giebt's nicht unter zwei Groschen 's halbe Pfund.“

Er warf die Kesself auf den Tisch.

„Zwei Groschen!“ schrie Mama. „Du hast zwei Groschen für die Kesself bezahlt? Wie kommst Du denn dazu, Du dumme Junge? Und das sind ja überhaupt nur drei Stück! Herrgott, wenn man solch dummen Jungen schädel!“

„Na, aber 's ist doch 'n halbes Pfund, und . . . und 's sind große, und . . . und . . . sie hat gesagt . . .“ Max schluckte.

„Nahe,“ schrie Papa, „ich will endlich schlafen.“ Lucie nahm den Bruder bei der Schulter und schob ihn zur Thür hinaus: „Geh, hol' Vollen. Für 'n Groschen. Lauf! — Na, Else nicht so wild!“

Else kam den Korridor entlang in das Zimmer gestürzt, sie schwenkte ihre Palette in der Hand: „Mama, 'n Milchhering für 'n Sechser giebt's nicht, ich habe 'n Groschen geben müssen, und eine Gurke kostet acht Pfennige, aber zweie funfzehn, und nu hab' ich gleich zwei gebracht, dann sparen wir doch 'n Pfennig.“ Sie war sehr stolz auf ihren guten Einkauf.

„Und ich hab' auch gleich zwei Pfund Vollen gekauft,“ schrie Max, der schon wieder da war, „zwei Pfund kosten funfzehn Pfennige, da hat man doch eins um 'n Sechser billiger.“

„Was hast' Ihr! — Rein, diese Kinder!“ Mama war außer sich.

„Diese Kinder! Hier 'n Groschen mehr und da 'n Sechser. Ihr seid ja ganz ungezog'ne Jöhren, marsch, in die Ede.“

„Nun, ärg' re Dich doch nur nicht,“ beruhigte Lucie. „Die Vollen sind ja nicht bloß für heute. Ich gehe jetzt nach der Küche und besorge den Hering.“

Ein unheilvolles Schweigen lag über dem Zimmer. Die Zwillinge standen in der Ede und schmollten. Mama säbelte auf die Kartoffeln und die Kesself ein, als gälte es eine Schlacht. Endlich kam Lucie mit dem Hering und man rührte alles zusammen. Mama kostete und ihr Gesicht verklärte sich: „Sehr schön.“

„Sehr schön,“ wiederholte Lucie. „Fehlt nicht aber noch was d'ran?“

„Was soll denn d'ran fehlen? Na ja, es ist kein feiner Salat, aber für's Haus geht er.“

„Danke schön, der ist ja nicht zu essen,“ sagte Papa, „das ist ja ganz saures Zeug, mildere doch den Essig noch ein bißchen.“

„Herrgott, na ja, Du! Du möchtest gleich seinen Italienschen.“ Mama wurde ärgerlich. „Der Essig ist scharf, Wasser kann ich aber nicht mehr zugeben.“

„Ein bißchen Del,“ riet Lucie schüchtern, „oder Vouillon.“

„Hast Du Del oder Vouillon?“ fragte Mama gereizt. „Rum möchte ich wohl auch noch Provencencöl holen lassen?“

„Das wirst Du wohl müssen, wenn der Salat essbar werden soll,“ entschied Papa kurz. „Nebrigens hat Lucie recht. Jawohl, der seine Vouillongeschmack fehlt, und dann, weißt Du: es ist doch am Heringsalat auch immer Fleisch, und Eier hast Du sonst auch hineingeschnitten und . . .“

„Und sonst noch etwas?“ Mama war auf dem Gipfelpunkt der Empörung. „Ja, will ich denn etwa seinen Salat machen, oder 'n Salat aus 'n paar Resten?“

„Mach' Salat, oder mach' keinen, aber wenn Du ihn machst, mach' ihn ordentlich,“ sagte Papa kategorisch. „Thu' Provencencöl und Vouillon 'ran, oder ich geh' heut' Abend auswärts essen. Von dem Fraß esse ich nicht.“ Papa sagte wahrhaftig Fraß.

„Gott, Du bist ja einfach entsetzlich!“ Mama weinte fast. „Schön, es soll mir aber recht sein, dann mach' ich einen richtigen Salat, dann mach' ich ihn aber auch wirklich richtig. Max, komm' mal her: Hier hast Du 'n Thaler, hol' uns vom Schlächter 'n halb Pfund Braten, vom Kaufmann 'ne Flasche Provencencöl und 'n paar Pfund Braten, vom Kaufmann 'ne Flasche Provencencöl und 'n paar Vouillonkapseln, 'ne halbe Mandel Eier kauft Du auch gleich bringen. Wenn dann alles 'ran soll, kann's auch ordentlich 'ran!“

„Dann wird's aber auch 'n feiner Salat, Mama,“ tröstete Lucie. „Dann wird's ja 'n richtiger Gesellschaftsalat.“

„Jawohl, und kostet fast drei Mark!“ Mama raste. „Auf einmal jedoch verklärte sich ihr Gesicht: „Hör' mal, Lucie, Du bringst mich auf etwas. Gesellschaftsalat . . . da könnten wir ja eigentlich gleich 'ne kleine Gesellschaft geben. Ja, geh' mal sofort und Klinge Wemmers an und Dalel Franz, ob sie nicht heut' Abend kommen wollen. Wenn sie Ja sagen, holst Du noch 'n Pfund Aufschnitt und Rüdlinge und Käse, und bestellst beim Kaufmann für drei Mark Bier.“

„Was soll sie? Was hast Du für Pläne?“ Papa war aufgesprungen und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Gesellschaft einladen? Meine Abendruhe opfern? Ich soll . . .?“

„Still sein sollst Du, Heinrich,“ schnitt Mama ihm die Rede ab. „Heinrich, Du hast mich zu diesem Salat verleitet, jetzt sei zufrieden, wenn ich ihn ausnütze, und danke Gott, daß Du eine Frau hast, die auch das Kleinste auszunutzen weiß.“

Kleines feuilletton.

— Wilhelm v. Polenz ist am Freitag auf seinem Gute Ober-Gumelwalde in der sächsischen Oberlausitz im Alter von 43 Jahren gestorben. Er war ein Dichter. Drei große Romane sind von ihm vorhanden: „Der Pfarrer von Breiterdorf“, „Der Wäutnerbauer“ — abgedruckt in der „Neuen Welt“, Jahrgang 1898 —, „Der Graben-häger“; außerdem eine Reihe von Novellen und Erzählungen, einige Theaterstücke. Er war also nicht gerade ein Vielschreiber, ein Wunderkind aber schon gar nicht. Erst als er etwas gelernt, vieles gesehen, erschaut und erlebt hatte, griff er zur Feder. Polenz gehörte zu jenen nicht zahlreichen Schriftstellern der Jetztzeit, die eine eigne Anschauung von den Dingen dieser Welt besitzen, nicht mit überkommenen Glichs und Wortbildern, sondern mit Wirklichkeits-Bildern arbeiten; seine Sprache ist sein eigen. Und er war der Meinung: Die Welt, aus der heraus Du gestalten willst, sie sei klein oder groß, mußt Du kennen von Grunde aus. Das war auch das Grundgesetz des „Deutschen Realismus“. Er ging Mitte der achtziger Jahre neben dem Naturalismus her, und es ist kein Zweifel, daß er viel von Pola gelernt hat, mehr vielleicht aber noch von Hauptert. Er verlangte aber straffere Komposition, mehr Farbe, besonders Farbtöne, bessere Perspektive, mit zwei Worten — „mehr Kunst“, als der Naturalismus bieten konnte. So kam Polenz zu seiner Kunst. Sie ist nicht so rein wie die Leibl's. Polenz ist dunkler. Das ist seine Eigenart. Aber sie beeinflusste sein Schauen. Die Probe kann man an seinen Bauern machen, die alle mit Gutsbesizers-Augen gesehen sind. Und Polenz wollte zeigen; nicht gerade beweisen, wie ein Professor, wie ein Prediger; schon durch die Komposition kann man so etwas wie Tendenz hineinbringen. Was Polenz bietet, ist Kunst. Vielleicht etwas zu kalt und zu gleich gerartet. Ich weiß keine von seinen Figuren, die ein Stück von dem Leben ihres Schöpfers mitbekommen hätte. Und Polenz hat keinen Humor; auch nicht den der Thatsachen. Also: kein Großer, aber ein grandehöher Künstler, eine Ausnahme in der heutigen Zeit.

Was hier gesagt wurde, möchte ich nicht auf die letzten Romane: „Thessa Lüdelind“, „Liebe ist ewig“ und „Burgellöcher“ bezogen wissen. In diesen Büchern ist nicht viel mehr von dem alten Polenz zu finden. Auch ihn hat in dieser Periode schon die moderne Schriftstellerkrankheit ergriffen: Nicht vergessen zu werden. Und so schreibt er denn, wie andre auch schreiben, mit dem tröstenden Bewußtsein: „Was der und jener kann, werde ich wohl auch noch zusammenbringen!“ —

Kunst.

—hl. Die Berliner Secession hatte am Sonnabendmiltag zu einer Vorbesichtigung ihrer achten Ausstellung eingeladen, die, wie alle Winterausstellungen, ausschließlich den zeichnerischen Kunstzweigen gewidmet ist. Es ist zunächst erfreulich festzustellen, daß das Interesse, das ihre Veranstellungen finden, mindestens in demselben Maße zu wachsen scheint, als die Vertreter dieser Richtung offiziell angefeindet werden. Das Gedränge der vielen Schaustellungen wurde in den engen Räumen so stark, daß es unmöglich war, überall hinzugelangen, und man sich häufig mit kleinen Durchblicken aus der Ferne begnügen mußte. Noch weniger als sonst läßt sich daher nach dem ersten Eindruck etwas Genaueres über die Bedeutung der Ausstellung sagen. Das eine ist aber sicher, daß sie eine Fülle des Interessanten und Aregenden bietet. Besonders ist es anzumerken, daß aus der Menge des Materials — der Katalog zählt diesmal 1159 Nummern auf — eine Anzahl von Künstlern dadurch herausgehoben ist, daß man Hunderte von Blättern von ihnen bereinigt hat. So gewinnt man von ihrer Art und Bedeutung als Zeichner ein umfassendes Bild. Auf diese Kollektivausstellungen wird sich daher bei der näheren Besprechung auch das Interesse in erster Linie konzentrieren. Von Auguste Rodin, dem Bildhauer, sieht man nahezu 300 Blätter, meist Studien und Entwürfe, die für die Art seines Schaffens sehr charakteristisch sind. Daneben tritt unter den Franzosen Albert Besnard mit großen dekorativen Bildern und Radierungen hervor. Von den Ausländern sind ferner die Aquarelle von dem genialen Pfadfinder der modernen Landschaftskunst in England, Turner, die Radierungen von dem jüngst verstorbenen Whistler, die streng dekorativen Blätter von Aubrey Beardsley, Radierungen von Josef Israels und Anders Zorn, sowie größere Arbeiten von dem liebenswürdigen Carl Larsson hervorzuheben. Unter den Werken der deutschen Künstler haben Studien und Entwürfe von Hans von Marées einen Ehrenplatz; Max Liebermann zeigt eine Anzahl Pastelle mit Weiden, wie sie in der letzten Zeit schon wiederholt von ihm zu sehen waren; sehr gut vertreten sind auch Max Slevogt, der Prager Emil Orlik und der Münchener A. Rubin, der zum erstenmal stärker auffällt. Eine größere Anzahl von Studienzeichnungen, Radierungen und Lithographien ist in diesem Jahre auch von Käthe Kollwitz vereinigt.

Gesundheitspflege.

ss. Eine Anllage gegen die Seife. Es ist ein alter Satz, daß der Verbrauch an Seife einen Maßstab für den Stand der Kultur eines Volkes giebt. Neuerdings ist aber umgekehrt behauptet worden, daß die reichliche Verwendung von Seife möglicherweise mit einem Niedergang der Körperkraft gewisser Volksklassen in Zusammenhang stehe, weil die fortgesetzte Behandlung der Haut mit Seife jene jedes natürlichen Fettes beraube. Danach wäre die Seife nicht im Stande, die Haut weich oder seidensartig zu machen, weil ein detartiger Einfluß ohne Antocsenheit von Fett nicht denkbar wäre. Wenn die Seife das Fett der Haut beseitigt, so würde es angebracht erscheinen, die Haut nach dem Waschen mit Del zu behandeln. Wer einen besonders zarten Teint besitzt und noch die beste Seife für seine Haut schädlich findet, wird sich durch die Verwendung eines zarten Fettes wie Goldcream vor Schaden bewahren können. Die Anllage gegen die Seife lautet etwa folgendermaßen: Die Natur hat unstrem Körper ein natürliches Fett gegeben, um unsre Haut zu schützen, und nun giebt man uns einen Stoff, um es zu vertreiben und den Körper der Ernährung, dem Rheumatismus und Krankheiten aller Art auszusetzen; die Seife öffnet die Hautporen, läßt Krankheit und Schmutz ein, und der Körper wird mit allerhand schädlichen Stoffen geimpft, die um ihn herumfliegen. Diese Anschauung wäre gar nicht falsch, wenn nicht der Schmutz überhaupt ein sehr hartnäckiges Ding wäre, was durch die natürliche Fettabscheidung der Haut von dieser keineswegs fern, sondern im Gegenteil festgehalten wird, so daß es geradezu unmöglich ist, ihn ohne Verwendung von Seife los zu werden. In Orten, wo die Luft verhältnismäßig staubfrei ist, wie auf dem Lande oder an der See, mag der Gebrauch von Seife weniger notwendig sein, aber in den Städten ist er seit langem als unerlässlich erkannt. Obgleich es wohl auch Reinigungsmittel außer der Seife giebt, die von manchen Leuten bevorzugt werden, so wird die Seife doch im allgemeinen eher zum Nützigen als zu den Feinden der Gesundheitspflege gerechnet werden müssen. Daß in einzelnen Fällen auch damit ein schädlicher Mißbrauch getrieben werden kann, braucht deshalb nicht bezweifelt zu werden.

Aus dem Tierreiche.

— Die amerikanische „Gelenk-“ oder „Glas-schlange“. Der „Prometheus“ schreibt: Wie wir aus einer kürzlich an der Redaktion des „Scientific American“ gerichteten Anfrage und der erstellten Antwort ersehen, ist drüben die Sage von einer Schlange verbreitet, die, wenn sie einen Schlag erhält, im Stüde von 1 bis 1 1/2 Zoll Länge herspringt, während das etwa 4 Zoll lange Kopfende davonläuft und sich verbirgt, bis der Angreifer sich entfernt hat. Dann kehrt es zurück, nähert sein Hinterende den abgesprungenen Gelenkstüden in der richtigen Reihenfolge, und die Schlange ist bald wieder vollständig beisammen. Viele Leute behaupten, das gesehen zu haben und manche würden beschwören, sowohl das Herspringen als das Wiederansetzen der Stüden zusammen-gewachsene Eier selbst beobachtet zu haben.

Die Genese dieser Volkslage ist nicht ohne psychologisches Inter-

esse. Es handelt sich bei der „Gelenk“ oder „Glasklange“ um nahe Verwandte unserer Blindfische (die ja auch Bruch- oder Glasklange genannt wird) und der Panzerfische oder Spheropterygii, um die beiden Ophisaurus-Arten Nordamerikas, namentlich die Glasklange (Ophisaurus ventralis), die östlich vom Mississippi und südlich vom Ohioflusse verbreitet ist. Diese fühllosen Eidechsen werden, wie bei uns, für Schlangen gehalten und haben auch in ihrer Gestalt und ihren Bewegungen wirklich etwas Schlangenartiges, weil der sich sehr wenig verdünnende cylindrische Schwanz doppelt so lang wie der übrige Körper wird und noch stärker als bei den meisten Eidechsen dazu neigt, bei starken Reizungen und Klemmungen stückweise und ohne Blutung abgestoßen zu werden. Die abgestoßenen Enden — denn der Vorgang kann wiederholt in verschiedenen Höhen der Wirbelsäule erfolgen — ziehen sich krampfhaft zusammen und „leben“ (wie man bei uns sagt) bis Sommerbeginn. Das abgestoßene Stück wächst aber bei allen Eidechsen bald wieder, doch ist das neue Stück dunkler gefärbt und hebt sich dadurch, wie auch manchmal durch verschiedenartige Schuppenbildung, scharf von dem vorderen, alten Teile ab. Wiederholt sich das Abwerfen kleinerer Stücke mehrmals nach einander, was besonders bei den amerikanischen Panzerfischen leicht vorkommt, so entsteht ein Tier, welches auszieht, als sei es aus 3, 4, 5 verschiedenen Stücken zusammengewachsen; das ist dann die „Gelenkglange“, die mancher bei ihrer Entstehung belauscht zu haben glaubt.

Aus dem Pflanzenleben.

en. Bakterienkrankhe Nellen. Bei dem Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten, das bekanntlich besondere Abteilungen für Pflanzen- und Tierkrankheiten umfaßt, wurde unlängst eine Reihe von Nellenpflanzen eingeleitet, die an einer bisher nicht beobachteten Fleckenkrankheit an den Blättern und Stielen litten. Zunächst fiel die Erscheinung einem bereits bekannten Leiden der Nellen, aber die kleinen Flecken zeigten sich gewöhnlich von einem schmalen feuchten Ring umgeben, während die Mitte in der Regel bräunlich gefärbt war. Die Flecken wuchsen bei den weichblättrigen Varietäten schneller, fallen bald zusammen und lassen eine braune eingesunkene Fläche zurück. Sind die Flecken zahlreich, so welkt das ganze Blatt binnen kurzer Zeit ab. Die mikroskopische Untersuchung zeigte, daß die Flecken stets mit Bakterien gefüllt waren, die sich in Flüssigbrühe leicht züchten ließen. Die Kolonien der schädlichen Keime sind rund und nicht verzweigt, perlweis, feucht und glänzend. Diese Bakterien sind sicher ganz verschieden von dem orangefarbenen Bacterium dianthi, das vor einiger Zeit als Ursache der eigentlichen „Bakteriose“ bei den Nellen erkannt worden ist. Daß die entdeckten Keime die Erreger jener Fleckenkrankheit sind, hat durch Impfungsnachweisungen werden können, die in zwei bis drei Tagen zu gelingen pflegten. Die Bakterien konnten mit einer feinen Nadel in die Blattohne eingepflanzt oder auch ohne Verletzung der Blätter einfach mit einer Bürste aufgetragen werden. Unter natürlichen Verhältnissen scheinen die Bakterien in die Blätter und Stiele durch die leichten Wunden einzutreten, die durch die roten Spinnen oder durch sonstige Ursachen erzeugt werden. Außerdem hat man beobachtet, daß Schnecken die erkrankten Blätter fressen und daß umgekehrt durch Schneckenbisse die Pflanzen angegriffen werden. Die Krankheit scheint recht gefährlich zu sein, da zuweilen an einer Nellenpflanze fast jedes Blatt und die Mehrzahl der Stiele so dicht mit Flecken übersät waren, daß an ihre Wiedergenesung nicht zu denken war. Ist das Leiden weniger weit fortgeschritten, so kann ein Verpflanzen der Pflanze mit einer Lösung von Formaldehyd im Verhältnis von einem Teil zu 500 Teilen Wasser eine Heilung herbeiführen.

Humoristisches.

— Verraten. „Nicht wahr, Fräulein Paula, ein Kuß ohne Schmirnbart ist wie eine Suppe ohne Salz?“
 Paula (verschämt): „Das weiß ich nicht — ich habe noch nie eine ungefalzene Suppe gegessen!“
 — Aus einer Rede. „... Ja, meine Herren, wir Düngefabrikanten sind wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet.“
 — Im Zweifel. „Wer ist denn der Herr, der mich zu sprechen wünscht? Ein Patient?“
 „Keine Ahnung, Herr Doktor! ... Der Kerl hat ein Gesicht — da weiß man nicht: hat er Zahnschmerzen, oder will er Geld haben!“
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Sämtliche Werke John Henry Madans sind vom Verlag Schuster u. Loeffler (Berlin und Leipzig) übernommen worden.
 — Die deutschen Goethebünde gedenken ihren Volksschillerpreis zum erstenmal am 9. Mai 1905 zu vergeben.
 — Der Humorist und Satiriker Richard Schmidt-Cabanis ist im Alter von 65 Jahren in Berlin gestorben. Schmidt-Cabanis gab verschiedene humoristische Gedichtbücher heraus; er war zuletzt Redakteur des „III“.

— „Der Deutsche Spielmann“, eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtungen, nennst sich ein Verlagsunternehmen, das bei Georg D. W. Callwey u. Karl Haushalter, G. m. b. H., in München erscheint. Herausgeber ist Ernst Weber. Drei Bändchen sind bereits erschienen: „Kindheit“ (mit Bildern von Ernst Steidolf), „Wanderer“ (mit Bildern von J. V. Ciffarz) und „Wald“ (mit Bildern von Willibald Weingartner). Jedes Bändchen kostet 1 M.

— „Scherl“ frist die „Gartenlaube“. Vom 1. Januar 1904 ab wird eine Fusion des bisherigen „Gartenlaube“-Verlags mit dem Scherlschen Verlag stattfinden. Druck und Verlag des Blattes bleiben in Leipzig.

— Die Herausgabe eines rätoromanischen Idiotikons hat die Rätoromanische Gesellschaft in Graubünden beschlossen. Die Kosten werden auf etwa 70 000 Fr. veranschlagt; zu ihrer Deckung soll der Versuch gemacht werden, neben Privatbeiträgen auch Kantons- und Bundesunterstützung zu erlangen.

— August Strindbergs neues Schauspiel „Gustav Adolf“ geht am 23. November erstmalig im Berliner Theater in Scene.

— Werkmanns „Liebesünden“ sind für die Aufführung im Wiener Raimund-Theater von der Censur freigegeben worden; nur einige unwesentliche Änderungen und Striche wurden verlangt. Die Premiere findet am 17. November statt.

— Der Landschaftsmaler und Radierer Camille Pissarro ist, 73 Jahre alt, in Paris gestorben; er war ein Hauptvertreter des Impressionismus.

— Vorstand und Ausschuss der Münchener Secession haben in der Münchener Generalversammlung ihre Aemter niedergelegt, weil ein Antrag, Keller, Habermann, Ulbe und Studt zu lebenslänglichen Vorstandsmitgliedern zu ernennen, abgelehnt wurde. Diese Ablehnung war ein Ausdruck des Unwillens der jüngeren Secessionsmitglieder, die sich von den älteren Kollegen zu sehr in den Hintergrund gedrängt fühlten.

— Die Karl Zeiß-Stiftung hat in dem neuen Volkshaus zu Jena einen Kunsthunterricht für Schüler freigegeben. Leiter ist der aus der „Jugend“ bekannte Maler Erich Kuitkan.

— Der Tollensee in Mecklenburg ist dieser Tage im Auftrage der Landesregierung hinsichtlich seiner Tiefenverhältnisse und des Vorkommens einer gewissen Krustentierart untersucht worden; hierbei ist ein früheres Forschungsergebnis, daß der See Resten einer Krebsart aus der Eiszeit enthält, bestätigt worden.

— Ein Bergwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Bei Schürfungen in Rochlitz bei Reichenberg ist man auf reiche Silber- und Kupferlager gestoßen. Bei den Grabungen entdeckte man unter andern einen vollkommen eingerichteten Stollen nebst Werkzeugen und der im Gestein ausgehauenen Jahreszahl 1401.

— Wunderlinder-Honorare. Der zehnjährige Violinvirtuos Franz v. Weesey verlangte für sein Auftreten in einem Abonnementskonzert der Braunschweiger Hofkapelle — 3000 M.

— Astronomie — verboten. Der „Frankfurter Zeitung“ wird unterm 9. November aus Konstantinopel geschrieben: Ein hier erscheinendes griechisches Blatt, die „Nea Himeris“, wurde kürzlich von der strengen Censurbehörde verboten. Sein Erscheinen würde gänzlich eingestellt. Und zwar warum? Der es errät, bekommt einen Thaler. Das Blatt wurde verboten, weil es — man höre und staune! — eine Abhandlung über den Planeten Mars veröffentlicht hatte. Es klingt lächerlich, aber es ist einmal so, daß noch im zwanzigsten Jahrhundert ein Staat in Europa existiert, der der hiesigen Presse unter vielem andern auch untersagt, astronomische Thematata zu publizieren.

— Auf einem Pariser Friedhof ist folgende Grabinschrift zu lesen:

Meinem Gatten Jean-Baptiste S...
 Zu Lebzeiten Hühneraugen-Operateur.
 Gestorben in der Blüte seines Talents.
 Ach! Die Erde brauchte ihn nötiger als der Himmel! —

Büchereinkauf.

— Hermann Heijermanns jr.: „Intérieurs“. Novellen. Pöschel i. Th. Bruno Feigenspan. —
 — Marianne Melis: „Der Sonntagsmann“. Novellen. Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 3 M. —
 — Roberto Bracco: „Wirlichkeit und Schein“. Novellen. München. Dr. J. Marchlewski u. Co. —
 — Ivan Bunin: „Erzählungen“. München. Dr. J. Marchlewski u. Co. —
 — M. zur Megebe: „Sport“. Novelle. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 2 M. —
 — J. Zeger: „Geschichten und Legenden“. Novellen. München. Dr. J. Marchlewski u. Co. —
 — Paul Wahn: „Der trank Frey“. Novelle. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 2 M. —